

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 4

Artikel: Die Goldgrube
Autor: Semmler, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1067042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Grimmerungen von Max Semmler

Der Tanzstundenbetrieb, wie er bis zum Krieg 1914—1918 bei uns üblich war, bildete einen der werk würdigsten Auswüchse der geistigen Ueberfremdung, wie sie damals herrschte. Die Buben, genannt Herren, hatten in Lackpumps und weissen Handschuhen zu erscheinen. Engagierten sie ein Mädchen, pardon, eine Dame, so war eine tiefe Verbeugung vorgeschrieben, worauf der Dame, die die Einladung mit einem Knicks annahm, der Arm gereicht wurde. Die gleiche Verbeugung war beim Eintritt in den Saal obligatorisch. Die Herren trugen Bonbonnieren mit Pfeffermünzbonbons bei sich, die sie galant offerierten. Bei der ersten Vorstellung wurde eine Visitenkarte überreicht. Ein schon damals höchst unnatürliches Treiben, dessen Vorbilder wahrscheinlich aus der Blütezeit des französischen Hofes stammten. Der nachfolgende Artikel, der bereits auch schon wieder historisch wirkt, zeigt, wie ein geschickter Unternehmer, der inzwischen verstorben

Max Semmler, einen direkt meteorhaften Aufstieg nehmen konnte, weil er im richtigen Moment im Tanzstundenbetrieb einige zeitgemäße Reformen einführte. Die schweizerische Form des Tanzstundenbetriebes ist auch jetzt noch nicht allgemein gefunden.

Es war im Jahre . . .

Ich sass in einem behaglichen Wohnzimmer mit schönem Erker im dritten Stock einer Mietskaserne an der Seefeldstrasse in Zürich. Es war ein wunderbarer Herbstnachmittag, aber meine Arbeit war weniger schön. Ich sass über meine Bücher gebeugt, um festzustellen, wieviel Vorschuss die einzelnen Mitglieder meines Tanzensembles, mit dem ich als Direktor zur Zeit am Stadttheater gastierte, bereits bezogen hatten.

Da meldete meine Wirtin Besuch.

Eine Visitenkarte wurde präsentiert: « Herr und Frau Sch.-Sch. » Zürich. Die Wirtin bemerkte dazu, das sei der Inhaber eines bekannten Schönheitsinstitutes. Ich liess bitten, und herein trat ganz zерemoniell Arm in Arm ein Ehepaar, gefolgt von drei reizenden kleinen Mädchen, die im Gänsemarsch hinterher trippelten. Ich musste an die englische Familie in der « Puppenfee » denken.

Nun, dieses Ehepaar bat mich, ihren drei Kinderchen Tanzunterricht zu geben.

Schweizerische Haltung im Alltag

Wie wäre es, wenn wir für das neue Jahr drei Vorsätze fassen würden, die zwar keineswegs welterschütternd, aber dafür leicht durchzuführen sind ?

1

Wir sollten den alten Zopf abschneiden, die Frauen mit dem Titel des Mannes anzusprechen. Die Frau Generaldirektor, die Frau Gemeindepräsident, die Frau Doktor und die Frau Oberst haben ihre Daseinsberechtigung verloren.

2

Wir sollten aufhören, zwischen « Damen » und Frauen zu unterscheiden. Wir empfehlen, auf die « Damen » zu verzichten.

3

Wir sollten uns vornehmen, gegen alle, die weniger verdienen, höflicher, und gegenüber allen, die mehr besitzen, etwas selbstbewusster zu sein, als wir gewöhnlich sind.

Ich glaubte nicht recht zu hören. Ich, als Theatermann und Impresario sollte Tanzstunden geben? Es kam mir unwillkürlich mein eigener Tanzunterricht, den ich als Jüngling vor zehn Jahren genossen hatte, in Erinnerung. Ich sah vor mir die schöne weisse Weste auf dem dicken Bauch meines Tanzlehrers, den genialen, oder besser gesagt, heruntergekommenen Klavierspieler, die vielen Schüler — und auch zwei Porzellanteller, zwischen die wir damals vor unserer ersten Stunde das Kursgeld einbezahlt hatten. Es war viel Geld gewesen.

Warum sollte ich schliesslich diese drei kleinen Mädchen nicht tanzen lehren? Ich galt als guter Tänzer und hatte von meinen Ballettmitgliedern in den zwei Jahren, die ich das Ensemble führte, allerlei abgeguckt. Sollte ich ein solches Gelegenheitsgeschäft, das sich hier anbot, einfach ablehnen? Ich verlangte die unverhältnismässig hohe Summe von 200 Franken. Herr Sch. nahm gönnerhaft aus der Brieftasche das Geld, und das Geschäft war gemacht.

Es ging ganz ausgezeichnet. Die Kinderchen lernten prächtig tanzen, und ich war mit Herrn und Frau Sch. in der Folge oft zusammen. Sie rühmten immer wieder mein grosses pädagogisches Talent und redeten mir dauernd zu, doch in Zürich eine richtige Tanzschule zu eröffnen. Sie malten mir die Aussichten in den rosigsten Farben, gaben ihr eigenes, glänzend prosperierendes Geschäft als Beispiel und wollten aus zahlreichen Stimmen ihrer eigenen Kundschaft gehört haben, dass in Zürich eine gute Tanzschule ein Bedürfnis sei und eine Goldgrube sein müsse.

Die herrliche Stadt Zürich lockte mich. Dass es weniger aufregend sein würde, ein Tanzschule zu führen, als mein Theaterunternehmen mit den zwanzig Balletteusen, die immer Vorschuss wollten, mit den hysterischen Primaballerinen und den übergeschnappten Tänzern, das leuchtete mir ein. Und ich hielt es für wohl möglich, dass es auch das einträglichere Geschäft sein könnte.

Die weisse Weste, den tadellosen Frack und sogar den schönen, nach oben

gedrehten Schnurrbart meines eigenen ehemaligen Tanzlehrers besass ich schon. Es handelte sich nun nur noch darum, schulmässig tanzen zu lernen. Zu Weihnachten reiste ich nach London und Paris, besuchte alle ersten Tanzlehrer und lernte, wo es etwas zu lernen gab. In England studierte ich etwas später Kallisthenie, die damals dort Mode war, in Berlin und Hellerau machte ich mich gründlich mit der rhythmischen Gymnastik von Jaques-Dalcroze bekannt. Meine nicht unbeträchtlichen Vorkenntnisse des Kunstanlasses erweiterte ich in Mailand, so dass ich mich bald als Lehrer der Tanzkunst auf der Höhe fühlen konnte.

Durch Zufall fand ich sogleich ein sehr geeignetes Lokal am Bellevueplatz. Möbel wurden gemietet, die Firmatafel « Tanzschule » war schnell geliefert, und damit war der Berufswechsel endgültig vollzogen.

Drei Jahre später. Ort: Zürich, kleiner Tonhallesaal. Kindertanzstunde am Mittwochnachmittag von $4\frac{1}{2}$ bis 6 Uhr. In der Mitte des Saales der « Herr Tanzlehrer », und das war ich.

Achtzig herzige kleine Mädchen und Buben machten rhythmische Bewegungen. An den Wänden, vor allem unter der Galerie, sassen die Mamas der Kinder, Damen der besten Gesellschaft, die sich anlässlich der Kindertanzstunde unglaublich viel zu erzählen hatten.

Die Unterhaltung der Damen wurde oft so laut, dass ich mich mit meinen Instruktionen nicht mehr verständlich machen konnte. Doch ich erfand gegen diese Störung einen Trick. Ich schwieg plötzlich, es schwieg auch die Musik, die Kinder standen in strammer Disziplin unbeweglich, und nach einigen Minuten völliger Stille merkten selbst die Mamas, dass irgend etwas nicht in Ordnung war. Eine nach der andern hörte mit Erzählen auf und schaute erwartungsvoll nach der Mitte des Saales. Schliesslich schwiegen alle. Ich konnte mit dem Unterricht fortfahren.

Die Kinder übten herzig. Ich hatte grosse Freude am Unterricht und gab als

Kinderfreund und Lehrer mein Bestes. Es war eine Klasse von Schülern im Alter von sieben bis zehn Jahren. Sogar einige Jüngere gab es darunter von vier bis fünf Jahren. Sie waren sehr geschickt.

Um sechs Uhr abends kamen die grossen Kinder; die Ausgelassenheit der Jugend war schon grösser, der Unterricht deshalb schwieriger, und noch schwieriger die Mütter. Mit der vorgerückten Nachmittagsstunde hatten sich die Damen noch mehr zu erzählen. Sie nahmen die ganze weibliche Verwandtschaft mit, Freundinnen und Freunde, ein Riesenbetrieb. Es war aber auch zu praktisch. Man hatte die beste Gelegenheit, kostenlos die neuesten Variationen und Tänze mitzulernen. Zu komisch war es, wenn alle Zuschauer im Sitzen die Beine übungsgemäss mitbewegten oder sogar verstohlen Notizen machten.

In der letzten halben Stunde dieser Klasse trat dann der Spitzenbetrieb ein. Nun kamen auch noch die Herren Papas, einmal, um die Fortschritte ihrer Jugend zu bewundern, und anderseits, um Gattin und Kinder nach Hause zu begleiten. Hier standen einige Aerzte, die wissenschaftliche Probleme erörterten, dort eine kleine Ansammlung um Professor Einstein, der damals noch nicht Nobelpreisträger war; in einer Ecke Bankiers und Grossindustrielle, die die neuesten Witze belachten. Meine Schüler und ich, wir waren in die Mitte des Saales zurückgedrängt und übten in diesem unglaublichen Lärm Menuett-Walzer und Pas d'Espagne.

Diese Nachmittage waren gewissermassen ein gesellschaftliches Ereignis. Ich musste zuletzt besondere Legitimationskarten ausgeben und an den Eingängen strengste Kontrolle üben lassen.

Ein solcher Mittwoch war für mich sehr anstrengend. Aber es lohnte sich. Jeder einzelne Mittwoch brachte mir einen Reinverdienst von etwa 2000 Franken.

Von $\frac{1}{2}8$ bis 8 Uhr war Pause. Dann kamen die Erwachsenen. Vierzehnjährige Backfische, Gymnasiasten, Studenten, verheiratete Damen und Herren. Oft sah man einen Herrn im weissen Haar bedächtig mit dem jüngsten Mädchen üben. Das

schweizerische Element war fast nur bei den Damen oder den jüngeren Studenten vertreten, sonst waren die Männer alles Ausländer. Temperamentvolle Spanier, behäbige Holländer, Serben, elegante Mexikaner. Die ungeschicktesten Schüler waren die Chinesen und die Japaner. Die geschicktesten die Südamerikaner. Die Schweizer Jünglinge, auch die im Alter von vierzig und mehr Jahren, waren sehr schüchtern, fast unbeholfen. Um so flotter und draufgängerischer waren dafür unsere Schweizer Fräuleins.

Das Wichtigste war, dass es mir gelang, den Gesellschaftstanz als einen wesentlichen Bestandteil der allgemeinen Bildung hinzustellen. So getrauten sich auch ältere Leute und Männer des öffentlichen Lebens in allgemeinen Klassen mitzubüben. Höhere Regierungsbeamte, Stadträte, Professoren, angesehene Anwälte waren oft anzutreffen.

Als der Tango aufkam, änderte sich das Bild. Jetzt wurde der Unterricht vornehmlich von Schweizern, und zwar von ältern Leuten besucht. Die Kurse bekamen das Ansehen vornehmer Anlässe.

Das Geheimnis meiner Erfolge war das « Andersmachen ». Ich war Reformator, und das Publikum ging mit. Es gab bei mir von der ersten Stunde an keine langweiligen Uebungen. Bei mir wurden nicht stundenlang Positionen und Pas geübt, die niemandem nützen konnten. Bei mir wurden auch nicht anfänglich Damen und Herren getrennt, sondern Damen und Herren, Mädchen und Knaben übten schon von Anfang an zusammen. Ausserdem wusste ich den Gesellschaftstanz mit Körperbildungsunterricht zu verbinden.

Ferner änderte ich die Aeusserlichkeiten des Betriebes. Die Talmi-Eleganz des befrackten Tanzlehrers verschwand. Ich unterrichtete nachmittags im Nachmittagsanzug. Die Zahlungen erfolgten nicht auf dem Porzellanteller. Es wurde alles modern kaufmännisch organisiert. Das Wichtigste aber war meine Reklame. Ihr verdanke ich nach meiner Meinung alles. Gewissenhaftigkeit, Können, Orga-

nisation ist recht und gut. Aber ohne die richtige Reklame wäre es doch umsonst gewesen.

Ich gab ungeheuer viel Geld für Inserrate aus, die täglich eine andere Fassung und andere Umrahmung hatten. Das war damals für Zürich etwas sehr Ausserordentliches. Ferner machte ich eine grosse Briefreklame. Jede bessere Haushaltung — das Telephonverzeichnis und das Steuerregister waren da für mich massgebend — und alle Familien, die Kinder hatten — das sogenannte Tierbuch — erhielten persönlich gehaltene Briefe. Als weitere Hilfsmittel dienten mir die Studentenverzeichnisse der beiden Hochschulen. Zur Erledigung der umfangreichen Reklame unterhielt ich ein regelrechtes kaufmännisches Bureau, in dem zeitweise vier Angestellte tätig waren.

Die grösste Wirkung erzielte ich jedoch mit den Veranstaltungen meiner Tanzstundenbälle in der Tonhalle. In jedem Jahr, kurz vor dem Lesezirkelfest, fanden sie « in allen Räumen der Tonhalle » statt. Die vollständige Kapelle der Konstanzer Regimentsmusik unter der persönlichen Leitung des Obermusikmeisters Rust wurde engagiert, außerdem die Lindauer Regimentsmusik und erst noch das 2. Tonhalleorchester unter Leitung von Papa Muth. Also etwa 90 Musiker. Dazu kamen in der Ballpause grosse Ballettaufführungen, dargestellt von Schülern, Kleinen und Grossen. Die Presse berichtete über diese Anlässe in langen Besprechungen, und wochenlang waren meine Tanzstundenbälle Tagesgespräch von Zürich. Das finanzielle Ergebnis dieser Veranstaltungen war natürlich ein Verlust. Das Fest kostete mich etwa 9000 Franken, denen als Einnahmen etwa 8000 Franken gegenüberstanden. Aber in Anbetracht der Reklame, die es für mich machte, liess sich dieser Verlust wohl tragen.

Ein besonderes Kapitel in diesen Erinnerungen bilden die auswärtigen Kurse und der Unterricht in den verschiedenen Erziehungsinstituten. Mein Ruf war durch die ganze Schweiz gedrungen. Vermögliche



Hans Fischer

Federzeichnung

Familien liessen mich nach auswärts kommen, um in ihren Villen Privatkurse für ihre Jugend und die ihnen bekannten Familien zu arrangieren. Ich musste nach Baden, Aarau, Solothurn, Luzern, St. Gallen, ja bis nach Süddeutschland, Singen und Lindau reisen. Mir waren diese Abstecher sympathisch. Erstens brachten sie Geld ein, und zweitens war es immer eine angenehme Abwechslung.

Von Weihnachten bis Februar, wenn in Zürich Ferien in der Tanzschule waren, gab ich Stunden im Lyceum in Zuoz und im Töchterinstitut Fetan. Lustig war es, wenn bei den Uebungen im Lyceum nur Knaben und Jünglinge zusammen tanzten. Doch sie taten das so ernst und eifrig, dass der Unterricht vorzügliche Fortschritte machte. Den Schlussball feierten dann die beiden Institute zusammen. Dabei war es

kurios, dass die Jünglinge (es hatte solche bis zu zwanzig Jahren dabei) eine riesige Scheu vor den Mädchen zeigten. Trotz allem Ermahnungen und Zureden tanzte die Mehrzahl der Jünglinge nur unter sich, und den armen Mädchen blieb also auch nichts anderes übrig, als sich mit der gewohnten Freundin zu begnügen.

Diese zahlreichen auswärtigen Kurse brachten mich leider auf den Gedanken, in allen grösseren Städten der deutschen Schweiz Filialschulen einzurichten. Ich eröffnete solche in Basel, Bern, St. Gallen und Luzern. Ich stellte für jede eine Lehrerin als Leiterin ein. Ich selbst kam nur einmal in der Woche, um nach dem Rechten zu sehen. Bei der internationalen und interkantonalen Zusammensetzung meiner Schüler war es schwer, kantonale Eigenarten an ihnen zu erkennen. Höchstens vielleicht, dass die Geschicklichkeit folgende Rangordnung zuließ: Zürich, St. Gallen, Basel, Luzern, Bern. In Eleganz war die Reihenfolge folgende: St. Gallen, Zürich, Basel, Luzern, Bern. In bescheidenem und artigem Wesen hätte ich die Noten folgendermassen nach unten abgestuft: Basel, Luzern, Bern, St. Gallen, Zürich. Die Höhe der Honorare war in den Städten verschieden. Die höchsten konnte ich in St. Gallen, die zweithöchsten in Zürich und Basel bekommen; dann folgten in weitem Abstand Luzern und Bern. Am leichtesten waren die Honorare in St. Gallen und Basel zu bekommen, in Bern zahlte man in homöopathischen Dosen und in Zürich gab es die meisten Anstände und Prozesse.

Bald musste ich einsehen, dass der Grossbetrieb nicht gut war. Abgesehen von der aufreibenden Tätigkeit, die mich nun an vier Tagen in der Woche vom zürcherischen Institut fernhielt, konnte ich das Publikum in den Filialen nicht zufriedenstellen. Ueberall wollte man mich persönlich zum Unterricht und empfand jenen durch meine Lehrkräfte als Vernachlässigung.

Diese Schulen nahmen deshalb nicht annähernd den Aufschwung, wie mein Unternehmen in Zürich. Die Spesen waren

enorm und frassen einen grossen Teil der Zürcher Verdienste wieder auf. Einige Jahre später gab ich den Filialbetrieb wieder auf. Nur die Berner Schule, wo ich einigermassen auf meine Kosten kam, behielt ich. Ich war um einige Erfahrungen reicher, aber um etwa 40,000 Franken ärmer geworden.

Das erste Jahr in Zürich hatte ich 14,000 Franken verdient. Im zweiten 20,000 Franken. Vom dritten Jahr an weit über 30,000 Franken. Ich wäre heute ein sehr reicher Mann, wenn, wie gesagt, meine auswärtigen Schulen nicht mit Verlust gearbeitet hätten und — vor allem, wenn ich mich damit begnügt hätte, Tanzlehrer zu sein. Aber ich befasste mich mit grösseren Dingen. Durch Propagandavorträge, verbunden mit Demonstrationen meiner Spezialklasse, die aus Mädchen bestand, die kostenlosen Unterricht in Kunstmusik erhielten und dafür verpflichtet waren, bei öffentlichen Vorführungen der Schule mitzuwirken, versuchte ich, die Stimmung für eine ästhetische Körperbildung der Jugend zu schaffen. Es gelang mir überraschend gut. Ich wollte die günstige Konjunktur ausnutzen. Ich erstellte in Hertenstein, inmitten eines wundervollen Parkes, einen prächtigen Neubau für ein Töchter-Internat, in dem neben der wissenschaftlichen Ausbildung bis zur Maturität der Unterricht in allen Körpersdisziplinen Gleichberechtigung gehabt hätte.

Ich fand die Unterstützung vieler Pädagogen, den Beifall zahlreicher Aerzte. Unglücklicherweise war ich aber der einzige, der das Land und das viele Geld dazu hergab. Dann, als der Krieg ausbrach, fehlte es an weitern Mitteln. Die Genossenschaft musste liquidieren, das stolze Unternehmen war zugrunde gerichtet und mein Vermögen auch. Heute hausen Klosterschwestern mit ihren Schülerinnen in dem von mir erbauten prächtigen Haus. Und ich bin ein armer Mann, der inzwischen allerlei getrieben hat und der nicht weiß, wozu er noch getrieben werden könnte.